



# Von Müll, Kinderlärm und schwulen Pärchen

Stadtteilvermittler helfen bei Konflikten in der Nachbarschaft

Der Mittagsschlaf fällt heute aus. Im zweiten Stock lässt der neue Mieter wieder mal die Bässe wummern, und statt die Ruhezeiten einzuhalten, kicken die Jungs vom Nachbarblock auf dem schönen grünen, von roten Rosen eingefassten Rasen und machen einen Heidenlärm. Derweil saugt die Oma vom Parterre vis-à-vis nicht etwa ihren Bettvorleger, sondern klopft den ganzen Staub in dichten Wolken direkt vor unserem Küchenfenster aus. Und als sei das alles nicht genug der Ärgernisse, flatterten gestern, am heiligen Sonntag also, auf dem Balkon gegenüber schamlos fröhlich Schlüpfen, Bettwäsche und Badetücher. Mag sein, derlei kann man im 21. Jahrhundert in der Großstadt nicht verbieten. Und auch dass die Familie in der Nummer 29 die Verwandtschaft gelegentlich zum Grillen zu sich einlädt, mag man noch verschmerzen. Doch wohl nicht alle naselang. Und ihren Müll könnten sie gefälligst auch wegräumen.

Das alles, sollte man zunächst mal meinen, sind kleine, ganz und gar banale Nachbarschaftskonflikte, wie sie, in der einen oder anderen Form, im Grunde jeder kennt. Und die sich mit ein wenig gutem Willen, mit einem offenen Gespräch vielleicht, für alle

Seiten gütlich regeln ließen. Die Realität freilich sieht vor allem in dicht besiedelten Stadtteilen oftmals anders aus. „Viele Menschen“, so der Mediator Bernd Fechner, der seit bald zehn Jahren zum festen Stamm der rund 50 Stadtteilvermittlerinnen und -vermittler in Frankfurt gehört, „viele Menschen fühlen sich einfach hilflos. Die kennen das gar nicht, dass man solche Konflikte erst mal in einem ruhigen Ton ansprechen kann.“

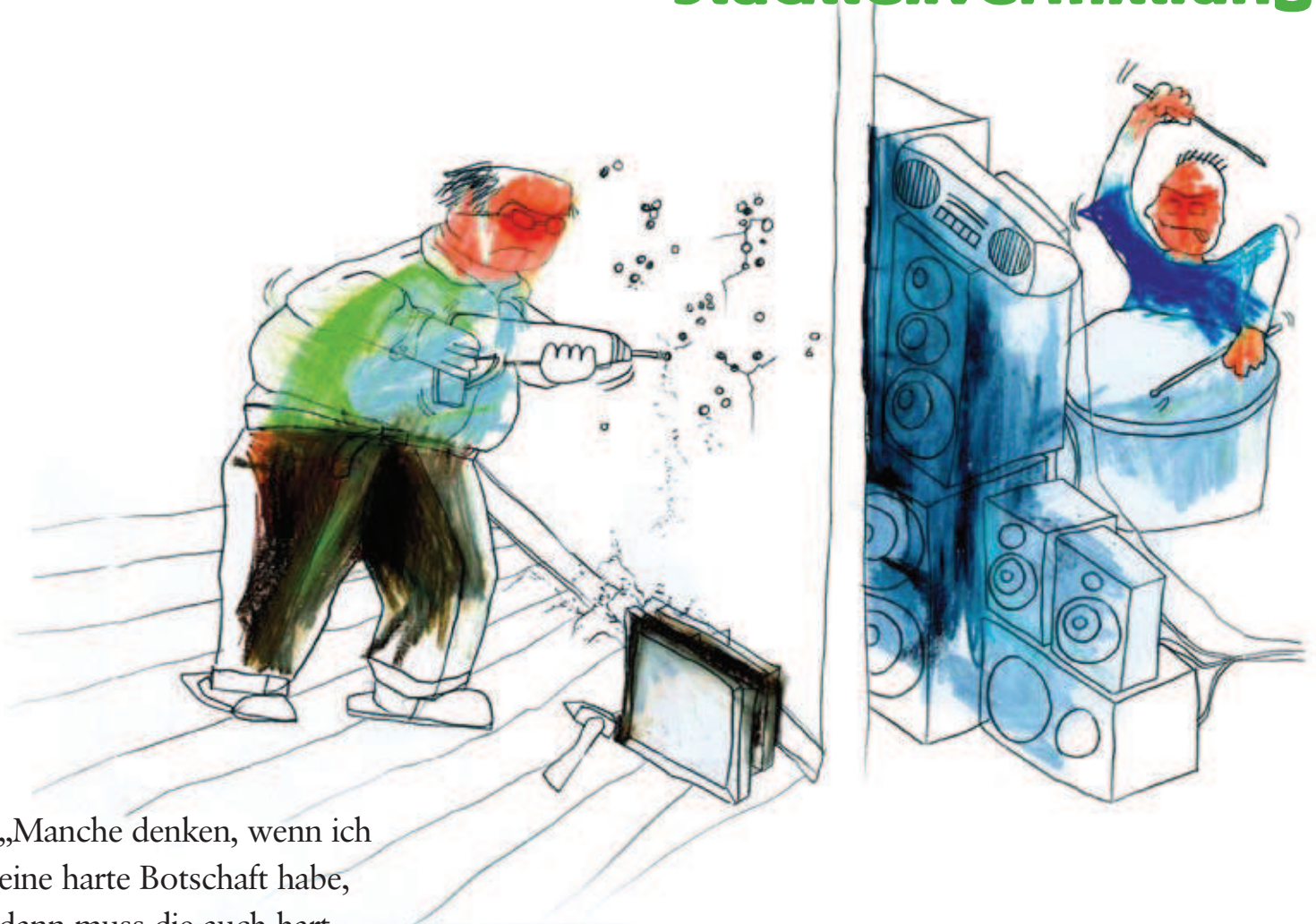
Und schweigen. Oder fressen ihren Ärger Tag für Tag in sich hinein. Fühlen sich womöglich missverstanden oder trauen sich nicht, gegenüber einfach einmal anzuklopfen. Andere werden im Gegenteil gleich aggressiv, schimpfen oder drohen mit der Polizei und hauen gehörig auf den Putz, wie jene schon nicht mehr ganz so junge Dame, die den lärmenden Kindern vor ihrem Fenster schon einmal einen Eimer heißes Wasser vor die Füße kippte.

„Manche denken, wenn ich eine harte Botschaft habe“, so die Erfahrung Fechners, „dann muss die auch hart rüberkommen. Aber das ist schon der erste Schritt in die Eskalation.“ Und dann geht oftmals nichts mehr. Im besten Fall gehen die Konfliktparteien sich aus dem Weg, im schlechteren

versuchen sie, es sich im Alltag heimzuzahlen. Mit Pöbeleien etwa oder Klingelterror, nächtlichen Anrufen oder verklebten Türschlössern, zerstochnen Reifen oder Stinkbomben im Briefkasten. Seit Einrichtung des Amtes für multikulturelle Angelegenheiten werden solche Auseinandersetzungen immer wieder an das AmkA herangetragen. Zunächst oft von „Eingeborenen“, Herkunftsdeutschen also, wie es Diplompädagoge Fechner formuliert, die derlei Konflikte mitunter – und nicht selten unreflektiert und verkürzt – als interkulturelle wahrnehmen: „die Türken“, „die Roma“ oder wer auch immer.

Dabei handele es sich im Kern nicht selten auch schlicht um soziale oder Generationenkonflikte oder solche, die aus als bedrohlich wahrgenommenen strukturellen Veränderungen im Stadtteil resultieren: Die Alten sterben weg, und die neuen Nachbarn machen nicht nur Lärm und überhaupt alles ganz anders, als das in den vermeintlich so guten alten Zeiten war, sondern sehen auch noch anders aus.

Doch was tun, um derlei Streitigkeiten, Missverständnissen und Aggressionen zu begegnen? Und wenn schon nicht präventiv, so wenigstens doch möglichst zeitnah



„Manche denken, wenn ich eine harte Botschaft habe, dann muss die auch hart rüberkommen. Aber das ist schon der erste Schritt in die Eskalation.“

beizulegen? Mit einem 1995 mit Unterstützung der Europäischen Kommission entwickelten Modellprojekt ist Frankfurt unter Federführung des AmKA auch hier neue, international stark beachtete Wege gegangen. Denn nicht nur, dass im Amt eigens eine Koordinierungsstelle für gemeldete Probleme dieser Art geschaffen wurde; dass enge, stadtteilbezogene Kooperationen etabliert wurden, etwa mit Polizei, Jugend- und Sozialämtern, mit Caritas, Fördervereinen und Kirchengemeinden, an die derlei Konflikte oft als erste herangetragen werden.

Der Erfolg der Stadtteilvermittlung verdankt sich unzweifelhaft auch der Idee, freiwillige, ehrenamtliche Helfer zu suchen und von professionellen Mediatoren wie Fechler schulen zu lassen. Die nicht eigentlich „Be- >>

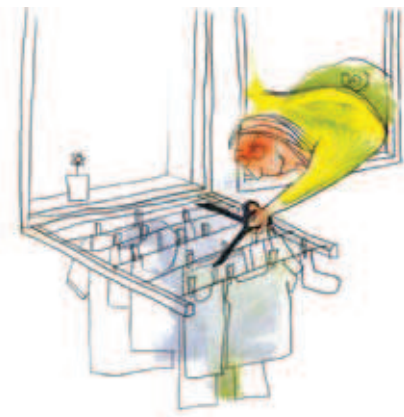
## HeLP\*

Inzwischen hat das Projekt der Stadtteilvermittlung buchstäblich Schule gemacht. Schon vor zehn Jahren hat das Pädagogische Institut Frankfurt im Hessischen Landesinstitut für Pädagogik, kurz: HeLP, mit Unterstützung des staatlichen Schulamts und des Amts für multikulturelle Angelegenheiten die ersten 20 Lehrerinnen und Lehrer als Konfliktvermittler ausgebildet. Genau wie im Stadtteil ist es ihre Aufgabe, in einem vorgegeben Umfeld als unparteiische und vor allem unvoreingenommene Moderatoren zwischen den Parteien zu agieren: Zwischen Eltern und Lehrern, innerhalb des Kollegiums oder zwischen Schülern und

\* Heute Hessisches Amt für Lehrerbildung (AFL)

Lehrern sowie innerhalb der Schülerschaft selbst.

Und hier wie dort geht es keineswegs darum, Lösungen von außen in das Problemfeld hineinzutragen. Vielmehr müssen sie von innen und also von den Beteiligten selbst kommen. Das schafft Vertrauen, in die Neutralität der Vermittlerin/instanz ebenso wie in die eigenen Fähigkeiten. Denn von den Konfliktparteien selbst erarbeitete Lösungen, Strategien und Regeln des Umgangs miteinander erweisen sich nach aller pädagogischer Erfahrung meist als deutlich dauerhafter. Und genießen Akzeptanz auch über den Moment hinaus.



## << Von Müll, Kinderlärm und schwulen Pärchen

hörde“ sind, sondern Menschen von der Basis, nicht Partei, sondern selbst sich als neutrale Dritte sehen. Und die nicht mit besserwisserischen oder auch nur gut gemeinten Ratschlägen auftreten, mit Anordnungen gar oder Sanktionen drohen, sondern deren Ziel es ist, die Parteien überhaupt an einen Tisch zu bringen. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Stets zu zweit im Team eingesetzt, geht es zunächst einmal darum, zuhören zu können. Offen für die Sichtweise beider Seiten. Und allein das, so Fechner, dass da „einer kommt, der irgendwie von der Stadt geschickt ist und zuhört“, sei manchmal schon der erste Schritt in einem oft mühseligen Heilungsprozess zum Teil tief sitzender Ver-

letzungen. „Und zugleich ist das ein Signal der anderen Seite: Der nimmt mich ernst und ist willens und bemüht, eine Lösung zu finden.“

Eine Lösung freilich, die am Ende von den Konfliktparteien selbst kommen muss. Dass sich nicht jeder Fall auf diese Weise schlichten lässt, manche Konflikte der mühsam vermittelnden Begleitung bedürfen oder die Vermittler des AmKA – etwa in der Auseinandersetzung um den Moscheebau in Hausen – gar außen vor bleiben, spricht nicht gegen das Konzept, im Gegenteil. Erst umgekehrt wird ein Schuh daraus: Jedes Gespräch ist angesichts der Alternative – der Eskalation bis zur potenziell physischen Gewalt – ein Erfolg.

Der Erfolg der Stadtteilvermittlung verdankt sich der Idee, freiwillige, ehrenamtliche Helfer zu suchen und von professionellen Mediatoren schulen zu lassen.

## Kurzinterview mit dem Mediator Bernd Fechler

*Wer bewirbt sich als Stadtteilvermittler und wer kommt dafür in Frage?*

FECHLER: Viele arbeiten in sozialen Berufen, aber das ist keineswegs Voraussetzung. Manche wollen auch professionelle Mediatoren werden. Entscheidend aber ist das Interesse am Thema und die Begeisterung für diese Idee. Das sollte jeder mitbringen. Vor allem aber sollte er gut zuhören können. Ein großer Pluspunkt in dem Projekt ist, dass viele Vermittler selbst einen Migrationshintergrund haben. Das hilft sehr, wenn es darum geht, in Konflikten zwischen „Eingeborenen“ und Migranten zu beiden Seiten einen guten Kontakt aufzubauen.

*Was ist mit in weiterem Sinne humanitärem Engagement, mit dem Bedürfnis auch, sich in der eigenen Gesellschaft politisch zu engagieren für ein besseres Miteinander?*

FECHLER: Prima. Ein gutes antirassistisches Gewissen kann Motivation sein, jedoch kein Bildungsauftrag. Es kommt schon vor, dass man sich rassistische Sprüche einer der Parteien anhören muss. Gerade bei der ersten Sitzung ist das oft starker Tobak. Das muss man dann erst mal so hinnehmen – und versuchen, die hinter den

Sprüchen verborgene innere Not herauszuhören. Vor allem nützt es nichts, gute Ratschläge zu geben. Das müssen die Konfliktparteien schon selbst leisten.

*Wann werten sie die Stadtteilvermittlung als Erfolg?*

FECHLER: Oft dauert es sehr lange, bis sich die Gegner überhaupt an einen Tisch setzen. Schon das ist ein Erfolg: dass die Menschen überhaupt miteinander reden. Nennen wir es „Entfeindung“. Wenn sie keine Angst mehr haben und wieder in Frieden nebeneinander leben können. Nicht gleich als Freunde. Nachbarschaften sind ja meist nicht selbst gewählt. Eigentlich ist es schon ein Erfolg, wenn sie irgendwie miteinander auskommen. Oder noch bescheidener: Wenn man sich getrost ignorieren kann.



Dass sich das Modell in den vergangenen Jahren mehr und mehr etabliert hat, steht derweil außer Frage. Schon die Zahlen, sei es der ans AmkA herangetragenen, sei es der gelösten oder doch wenigstens der von den Betroffenen als entspannt wahrgenommenen Fälle, sprechen für sich. Nur in etwa 20 Prozent der Konflikte können auch die Vermittler selbst bei langfristiger Begleitung nichts ausrichten. Darüber hinaus haben sich die Stadtteilvermittler, die außer Interesse, Engagement und der Fähigkeit zum Zuhören möglichst gute Fremdsprachenkenntnisse mitbringen sollten, trotz weiterhin ehrenamtlicher Tätigkeit durch Erfahrung, Schulung und regelmäßige Supervision professionalisiert. Und sich durch zuneh-

mende Erfolge Glaubwürdigkeit und Akzeptanz verschafft.

Denn während sich früher meist Deutsche Hilfe suchend an Behörden oder auch direkt ans AmkA wandten und, wie sich Fechler erinnert, Migranten sich erst mal lieber nicht beschwerten, haben sich die Gewichte mittlerweile merklich verschoben. Schließlich treten Nachbarschaftskonflikte quer durch alle Bevölkerungsschichten und quer durch kulturelle Milieus auf. „Es gibt kein klares Täter-Opfer-Bild, das zu sagen wäre nicht gerecht.“ Und wenn, wie vor einer Weile, ein türkischer Familienvater beklage, dass sich bei ihm im Hausflur ein schwules Pärchen unsittlich berührt habe, dann „hat das auch eine interkulturelle

Komponente. Aber vor allem zeigt es ein hohes Maß an Integration.“ Soll heißen: dass er sich hier mit seiner Familie heimisch und angekommen fühlt. Nichts anderes, darf man vermuten, will auch der Nachbar mit den tiefen Bässen. Die Oma mit dem Teppichklopfer, die Frau von gegenüber und die große Grillfamilie aus Nummer 29, kurz: jeder, der als Frankfurter in dieser multikulturellen Stadt zu Hause ist.